„Flüssiges Vertrauen“

Oxytocin – die steile Karriere eines Neuropeptids

■ Sie sind Psychotherapeut und sind es leid, viel Zeit und Energie in den langwierigen Beziehungsaufbau zu Ihren Klienten zu investieren? Kein Problem! Suchen Sie 30 € zusammen und besorgen Sie sich im Internet den Oxytocin-Vernebler „Liquid Trust“, sprühen Sie sich etwas davon auf das Revers und schon läuft die Therapie.

Ganz so einfach ist es nicht, aber das Interesse an Oxytocin in Psychiatrie und Psychotherapie wächst derzeit sprunghaft an. Oxytocin wurde bereits 1906 in der Hypophyse entdeckt und dessen Verbindung mit dem Geburtsvorgang und dem Stillen beschrieben. In den letzten Jahren wurde jedoch klar, dass die Bedeutung von Oxytocin für verschiedene Bereiche des menschlichen Verhaltens viel weitreichender ist. Eine wichtige Rolle bei dieser Erkenntnis spielten dabei Wühlmäuse: Präriewühlmäuse leben monogam; die nah verwandten Bergwühlmäuse hingegen meiden längerfristige soziale Beziehungen und leben polygam. Beide Arten unterscheiden sich in ihrer Oxytocin-Rezeptorausstattung im Gehirn; injiziert man Präriewühlmäusen einen Oxytocin-Antagonisten beginnen sie ebenfalls, engere soziale Kontakte zu meiden.

In den letzten Jahren haben sich eine Reihe wichtiger Studien mit der Beeinflussung sozialer Interaktionen durch Oxytocin beim Menschen beschäftigt. So konnte die Arbeitsgruppe des Züricher Neuroökonomen Ernst Fehr und des Psychologen Markus Heinrichs eindrucksvoll zeigen, dass menschliches Vertrauen von Oxytocin beeinflusst wird: Unter Oxytocin hatten Versuchspersonen deutlich mehr Vertrauen, bei finanziellen Transaktionen vom Gegenüber nicht übervorteilt zu werden.

In einer neuen Untersuchung zeigte Markus Heinrichs, dass die stressreduzierende Wirkung sozialer Unterstützung bei Menschen mit einem Polymorphismus im Oxytocin-Rezeptor entscheidend vermindert ist. Bei Gesunden beeinflusst Oxytocin entscheidende Aspekte sozialer Interaktionen: Empathie, die Fähigkeit, Emotio-

nen beim Gegenüber zu erkennen, Vertrauen, Bindungsfähigkeit. Bei vielen psychischen Störungen sind genau diese sozialen Fertigkeiten gestört. So sind beispielsweise Autisten kaum in der Lage, soziale Interaktionen zu verstehen oder sich in andere hineinzusetzen. Weitere Erkrankungen, für die Oxytocin therapeutisch relevant sein könnte, sind soziale Phobie, Schizophrenie, Borderline-Störung oder chronische Depression. Am weitesten fortgeschritten sind klinische Therapiestudien mit Oxytocin beim Asperger-Autismus und bei der sozialen Phobie.

Der Einsatz von Oxytocin bei psychischen Erkrankungen ist ein Beispiel für eine grundlegend neue Herangehensweise in der Psychopharmakologie: Medikamente wie Oxytocin zielen nicht direkt darauf ab, Krankheitssymptome zu bessern, sondern Psychotherapie zu erleichtern oder überhaupt erst möglich zu machen. Oxytocin könnte es beispielsweise Menschen mit einer chronischen Depression oder einer Borderline-Störung erleichtern, überhaupt erst eine therapeutische Beziehung einzugehen und ihr Misstrauen zu überwinden. Es könnte die Veränderung dysfunktionaler Verhaltensweisen dadurch ermöglichen, dass Patienten in die Lage versetzt werden, sich in andere Menschen besser hineinzusetzen und deren Gefühle und Handlungen zu verstehen. In Analogie zum therapeutischen Neuroenhancement könnte man hier von einem „emotionalen Enhancement“ sprechen. Eine solche Herangehensweise könnte dazu beitragen, den veralteten Dualismus zwischen Psychotherapie und Psychopharmakotherapie zu entschärfen oder letztlich zu überwinden.

„Oxytocin könnte es Menschen mit einer chronischen Depression oder einer Borderline-Störung erleichtern, überhaupt erst eine therapeutische Beziehung einzugehen und ihr Misstrauen zu überwinden.“

Professor Dr. med.
Matthias Berger,
Freiburg i. Br.

Matthias Berger, Freiburg i. Br.